

Walter Siebel

Soziologische Dimensionen von Integration und Fremdheit in der Stadt

I. EINLEITUNG

In der Soziologie wird Integration unter zwei Fragestellungen diskutiert: Einmal der nach der Integration *der* Gesellschaft. Hier geht es um den Zusammenhalt der sich differenzierenden Teilsysteme einer Gesellschaft. Gegenbegriffe sind Desintegration, Zerfall, Revolution. David Lockwood spricht von Systemintegration als Beziehung zwischen Teilen eines sozialen Systems.¹ Zum anderen wird die Frage nach der Integration eines Individuums *in* die Gesellschaft diskutiert. Hier geht es um die Sozialisation von Kindern oder die Prozesse, in deren Verlauf Einwanderer zu Mitgliedern der Einwanderungsgesellschaft werden. Gegenbegriffe sind Anomie, Entfremdung, Ausgrenzung. David Lockwood spricht von sozialer Integration als Beziehung zwischen handelnden Individuen.

Beide Fragen, die nach der Integration *in* die Gesellschaft und die nach der Integration *der* Gesellschaft können nur zusammen geklärt werden. Systemintegration und soziale Integration sind analytische Unterscheidungen. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind beide aufs Engste miteinander verflochten. Eine Gesellschaft, in der die soziale Integration einer relevanten Zahl von Individuen misslingt, ist eben dadurch in ihrem systemischen Zusammenhalt bedroht. Umgekehrt sind die Bedingungen der Integration *in* die Gesellschaft entscheidend von der Art und Weise der systemischen Integration bestimmt. In Tönnies' emotional integrierte »Gemeinschaft« sollte der Fremde am besten einheiraten, in die Reihen des marxischen Proletariats tritt er fäusteschwingend ein, in Dahrendorfs' Konflikt-Gesellschaft muss er nur die Regeln gesitteter Auseinandersetzung verinnerlicht haben. Um Kriterien gelungener sozialer Integration formulieren zu können, ist ein realitätstüchtiges Bild der Gesellschaft nötig, in die der Einzelne sich einfügen soll. Deshalb werden im ersten Teil dieses Beitrags in einem Parforceritt durch die Theoriegeschichte die soziologischen Konzeptionen von systemischer Integration skizziert. Auf dieser Basis werden im zweiten Teil die objektiven und subjektiven Bedingungen gelingender Integration in die Gesellschaft entfaltet.

II. DIE INTEGRATION DER GESELLSCHAFT

Soziologie ist eine Wissenschaft der Krise. Sie verdankt ihre Entstehung den vier tiefen Krisenerfahrungen des 18. und 19. Jahrhunderts: der Entzauberung der Welt durch die Aufklärung, in der die Sicherheiten des Glaubens fragwürdig wurden, dem Umsturz der politischen Ordnung in der französischen Revolution, der Verschärfung der sozialen Gegensätze durch den sich entwickelnden Kapitalismus und der Revolutionierung des Alltagslebens im Zuge der industriellen Urbanisierung. Seitdem ist die Soziologie beherrscht von zwei Fragen: Was treibt Gesellschaft voran – wie lässt sich sozialer Wandel erklären? Und was hält Gesellschaft zusammen – wie ist angesichts der radikalen Umwälzung der kulturellen, sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse ein Zusammenhalt der Gesellschaft möglich? Dabei dominierte mit Ausnahme von Marx, Dahrendorf und mit

1 David Lockwood, Soziale Integration und Systemintegration, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln 1970, S. 124–137.

Einschränkung Luhmann die Sorge um die drohende Desintegration der Gesellschaft. Comte, Spencer, Durkheim, Tönnies, Max Weber und Parsons waren mehr an den Bedingungen der Stabilität als an denen des sozialen Wandels interessiert.

Auguste Comte hat mit dieser doppelten Fragestellung die neue Wissenschaft der Soziologie begründet: Die Soziologie, so Comte, habe zu unterscheiden »[...] zwischen dem grundlegenden Studium der Existenzbedingungen der Gesellschaft und demjenigen der Gesetze ihrer beständigen Bewegung«. Sie sei deshalb »[...] in zwei Hauptwissenschaften zu zerlegen, die man [...] soziale Statik und soziale Dynamik nennen kann«². Gegenüber Comte's strikter Trennung von Statik und Dynamik hat Herbert Spencer³ deren funktionalen Zusammenhang betont. Er beschreibt Vergesellschaftung als einen dynamischen Prozess, in dessen Verlauf ein immer engerer Zusammenhang zwischen sich ausdifferenzierenden Teilen entsteht. Zu Beginn existieren einander ähnliche und in sich weitgehend homogene Horden unverbunden nebeneinander. Im Verlauf der Geschichte unterscheiden sie sich zunehmend voneinander und geraten gleichzeitig eben durch ihre Spezialisierung in gegenseitige Abhängigkeitsbeziehungen. Die gesellschaftliche Entwicklung verläuft nach Spencer analog der natürlichen Evolution in Richtung auf immer komplexere Organismen als ein Prozess von unzusammenhängender Homogenität zu zusammenhängender Heterogenität. Damit ist zum ersten Mal ein für moderne Gesellschaften angemessener Begriff von Integration formuliert: Gesellschaftliche Differenzierung ist das notwendige Komplement der systemischen Integration, ohne Differenzierung keine Integration. Integration meint die Zusammenfassung unterschiedlicher Elemente zu einem systemischen Ganzen, also mehr als die bloße Addition gleicher Elemente. Deshalb ergibt ein integriertes System auch mehr als die Summe seiner Teile, gesellschaftliche Integration ist ein produktiver Vorgang.

Emile Durkheim hat mit seinem für die wissenschaftliche Soziologie grundlegenden Werk »De la division du travail social«, erschienen 1893, die Arbeitsteilung als die treibende Kraft hinter dieser Dynamik von Integration und Differenzierung identifiziert. Zu Beginn – so Durkheim – wurde die Gesellschaft durch »mechanische Solidarität« auf der Grundlage der Ähnlichkeit ihrer Glieder zusammengehalten. Mit immer differenzierterer Arbeitsteilung tritt an deren Stelle die »organische Solidarität« aufgrund der wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen hochspezialisierten Elementen. Arbeitsteilung steigert die Leistungsfähigkeit eines gesellschaftlichen Systems, aber sie lässt die vormalis aufgrund von Homogenität gleichsam selbstverständliche, »mechanische« Integration der Gesellschaft auch immer prekärer werden. Die Kehrseite arbeitsteiliger Differenzierung ist die wachsende Gefahr der Anomie, der gesellschaftlichen Desintegration. Ähnlich hat Ferdinand Tönnies argumentiert. Er beschreibt den sozialen Wandel als Übergang von »Gemeinschaft« zu »Gesellschaft«. Dabei treten an die Stelle dichter emotionaler Bindungen in kleinen, weitgehend homogenen Gruppen kontraktuelle, formale Beziehungen zwischen zunehmend heterogenen Individuen. Auch hinter dieser Konzeption des sozialen Wandels steht die Befürchtung, mit der wachsenden arbeitsteiligen Differenzierung wüchsen auch die Risiken für den Zusammenhalt der Gesellschaft.

Durkheims Frage nach der Integration angesichts wachsender arbeitsteiliger Spezialisierung der Individuen ist von Parsons auf die Ebene gesellschaftlicher Teilsysteme gehoben worden. Parsons begreift den Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung als Vorgang der Auflösung einer ursprünglichen Einheit. Was im »Ganzen Haus« (Otto Brunner) zusammengefasst war, wird im Zuge gesellschaftlicher Differenzierung aufgeteilt auf Familie, Schule, öffentliche Verwaltung, Markt, Unternehmen etc. Gelingende Integration

2 Auguste Comte, *Cours de philosophie positive*. Zit. n. Theodor W. Adorno, Über Statik und Dynamik als soziologische Kategorien, in: *Frankfurter Beiträge zur Soziologie* 10; Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Sociologica II*, Frankfurt/Main 1962, S. 223 f.

3 Herbert Spencer, *Collected Writings*, Vol. 3, *Social Statics*, London 1996.

setzt dann voraus, dass diese auf verschiedene Funktionen spezialisierten Subsysteme auf gemeinsame Werte hin zusammenwirken. Bei der Sozialisation z. B. müssen Familie und Schule kompatible Erziehungsziele verfolgen. Für Parsons reichen die gegenseitigen funktionalen Abhängigkeiten, die durch AT Arbeitsteilung geschaffen werden, nicht aus, um Integration der Gesellschaft zu gewährleisten. Die gesellschaftlichen Subsysteme müssen in einen Rahmen normativer Übereinstimmungen eingebettet sein. Ein Gleichgewicht des Systems kann sich nach Parsons nur dadurch ergeben, dass die Akteure, wenn sie ihren Interessen und Bedürfnissen entsprechend handeln, zugleich den Erwartungen ihrer Interaktionspartner entsprechen. Das aber ist nur möglich, wenn alle die gleichen Normen und Werte verinnerlicht haben. Die arbeitsteilige Differenzierung der Gesellschaft muss nach Parsons wie nach Durkheim kompensiert werden durch die Identifizierung aller Gesellschaftsmitglieder mit einer gemeinsamen und verbindlichen Kultur. Oberste Maxime ist dabei die Stabilität des Gesamtsystems. Die Akteure müssen so zusammenwirken, dass Einheit und Stabilität des Ganzen gewährleistet sind. Das setzt gemeinsam geteilte Werte und normative Orientierungen voraus: Integration durch kulturelle Homogenität.

Wenn aber der Zusammenhalt der Gesellschaft über die kulturellen Orientierungen ihrer Mitglieder hergestellt wird, dann kann eine Gesellschaft auch bei krasser Ungleichheit integriert sein. Bedingung ist nur, dass die überwiegende Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder die Verteilung der gesellschaftlichen Ressourcen und Lebenschancen akzeptiert, wie etwa in einem stabilen Kastensystem. Max Weber hat auf diesen Aspekt der Akzeptanz gesellschaftlicher Verhältnisse durch die Gesellschaftsmitglieder seine Herrschaftssoziologie aufgebaut, indem er verschiedene Typen von Herrschaft nicht nach dem Ausmaß der gesellschaftlichen Ungleichheit, die durch Herrschaft aufrechterhalten wird oder nach den eingesetzten Repressionsmitteln, sondern nach den Gründen, aus denen heraus Herrschaft von den Herrschaftsunterworfenen für legitim gehalten wird, unterscheidet. Danach kann Herrschaft legitimiert sein durch den Glauben an die Legitimität einer tradierten Ordnung oder die außergewöhnliche Befähigung einer charismatischen Herrscherpersönlichkeit oder durch die Überzeugung, dass ein Herrschaftsakt auf rechtmäßige Art zustande gekommen ist: die Legitimität durch Verfahren.

Für Marx dagegen ist eine Stabilisierung von Gesellschaft über das Bewusstsein der Akteure erst nach der Überwindung der Klassegegensätze möglich. Bewusstsein ist immer Ideologie als ein mehr oder weniger reflektierter Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen die Träger dieses Bewusstseins existieren. Solange es objektive, d. h. in der jeweiligen Klassenlage begründete Interessengegensätze gibt, solange gibt es unvereinbare Ideologien, also keine homogenen kulturellen Orientierungen.

Weil das Sein das Bewusstsein bestimmt, führen objektiv gesetzte Antagonismen notwendig zu antagonistischen Interessen, die sich als Klassenbewusstsein organisieren. Die daraus entstehenden gesellschaftlichen Konflikte können nur durch strukturelle Änderung der Gesellschaft überwunden werden. Marx hat den Klassenkonflikt für unlösbar erklärt, solange das Kapitalverhältnis und das Prinzip der Arbeitsteilung nicht überwunden seien. Er hat daher die Vorstellung einer im Konsens ihrer Mitglieder integrierten Gesellschaft ans Ende der Vorgeschichte verlegt, wenn die objektiv bedingten Interessengegensätze aufgehoben sind durch Überwindung der Arbeitsteilung als eines gesellschaftlich vorgegebenen Mechanismus der Differenzierung. An deren Stelle tritt bei ihm die selbstgewählte Differenzierung des »Jeder nach seinen Fähigkeiten und Jedem nach seinen Bedürfnissen« in die klassenlose Gesellschaft.

Gegen Marx' Theorie des revolutionären Konflikts, der nur in der Utopie stillgestellt werden kann, wie gegen Parsons' Strukturkonservatismus, für den Konflikte Anzeichen pathologischer Entwicklungen und gesellschaftlicher Desintegration sind, hat Dahrendorf seine Theorie des Konflikts entwickelt. Konflikt ist für Dahrendorf die Triebkraft eines reformerischen sozialen Wandels und damit die entscheidende Voraussetzung für die Anpassungsfähigkeit eines gesellschaftlichen Systems:

»Es ist meine These, daß die permanente Aufgabe, der Sinn und die Konsequenz sozialer Konflikte darin liegt, den Wandel globaler Gesellschaften und ihrer Teile aufrechtzuerhalten und zu fördern [...]. Wo Konflikte anerkannt und geregelt werden, bleibt der Prozeß des Wandels als allmähliche Entwicklung erhalten.«⁴

Was Parsons als Zeichen drohender Desintegration gilt, ist für Dahrendorf Bedingung einer dynamischen Integration. Konflikte sind unvermeidbar, deshalb sei der marxische Entwurf der klassenlosen Gesellschaft nur als totalitäres System zu haben. Und Konflikte sind die Triebkraft des sozialen Wandels, deshalb sei das parsons'sche System strukturkonservativ. Integration in modernen Gesellschaften heißt allgemein anerkannte Regulierung von Konflikten. Dahrendorfs dynamischer Begriff der Integration ähnelt damit dem Staatsverständnis von Smend, der die staatliche Einheit als einen Vorgang begriffen hat, der »sich jeden Tag wiederholt«: »Der Staat ist kein reales Wesen an sich, um außer ihm liegende Zecke zu verwirklichen, sondern er ist überhaupt nur Wirklichkeit, sofern er [...] sich dauernd integriert, in und aus den einzelnen aufbaut.«⁵

Gegenüber dem positiven Begriff von Integration durch Orientierung an einem gemeinsamen Bestand verbindlicher Normen, wie ihn Durkheim und Parsons entwickelt haben, vertritt Luhmann einen negativen Integrationsbegriff. Integration ist hier bereits gegeben, wenn keine systemdestabilisierenden Konflikte auftreten. Außerdem formuliert die Systemtheorie Luhmanns das Problem der Integration nicht mehr als Problem vertikaler, sozialer Ungleichheit wie Marx, sondern als eines der horizontalen, funktionalen Differenzierung. Mit der Ausbildung von teilautonomen Systemen als dem zentralen Strukturmerkmal moderner Gesellschaften aber verliert das Problem der Integration keineswegs an Schärfe. Im Zuge der arbeitsteiligen Ausdifferenzierung der Rollen des Unternehmers, des Politikers, des Priesters und des Wissenschaftlers entstehen teilautonome Subsysteme der Ökonomie, der Politik, der Religion und der Wissenschaft, die sich gegenseitig abschotten, um ihre eigene innere Logik zu optimieren. Das geht einerseits einher mit einer enormen Steigerung der Leistungsfähigkeit, andererseits mit der Gefahr der Verselbständigung. Luhmann begreift Differenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme im Unterschied zu Parsons nicht als Ausdifferenzierung aus einer früheren Einheit sondern als Emergenz, als Evolution von spezialisierten Logiken. Es sind dies verschiedene Sichtweisen auf die Welt, die sich im Zuge ihrer Entwicklung gegeneinander verselbständigen. Anders als bei der Differenzierung des Berufssystems oder der Arbeitsplätze an einem Fließband entsteht deshalb nach Luhmann bei der Ausdifferenzierung von Teilsystemen nicht notwendig ein komplementär aufeinander bezogenes Rollensystem nach dem Modell der Arbeitsteilung. Mit der Ausdifferenzierung eigener Logiken oder auch autonomen Beobachtungssystemen entstehen vielmehr gänzlich unterschiedliche Sichtweisen auf ein und dieselbe Welt. »Die Ausdifferenzierung der Teilsysteme erfolgt für Luhmann als *evolutionäre* (kursiv i. O.) Kultivierung, Vereinseitigung und schließlich Verabsolutierung von Weltansichten, bis diese sich in Form jeweils hochgradig spezialisierter, selbstreferentiell angelegter binärer Codes etabliert haben.«⁶ Dasselbe Ereignis kann in den Teilsystemen Politik, Recht, Wissenschaft, Wirtschaft jeweils als ein gänzlich anderes wahrgenommen werden. Diese Autonomisierung der Teilsysteme, die nur noch mit sich selbst kommunizieren, geht mit zunehmender wechselseitiger Abhängigkeit einher. Das Bildungssystem ist ohne Geld von der Politik und diese ohne Steuern von der Wirtschaft und diese ohne qualifiziertes Personal aus dem Bildungssystem nicht überlebensfähig. Eine zweite, negative Verflechtung entsteht durch die Tatsache, dass die Teilsysteme sich gegenseitig die notwendigen Vor-

4 Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, München 1962, S. 124 f.

5 Rudolf Smend, zit. nach Manfred Mols, *Integration*, in: Görres Gesellschaft, *Staatslexikon*, 3. Bd., 1987.

6 Uwe Schimank, *Funktionale Differenzierung und Systemintegration der modernen Gesellschaft*, in: *KZfSS Sonderheft* 39, 1999, S. 51.

leistungen verweigern können – das Wirtschaftssystem wirft keine Steuern ab, das Bildungssystem produziert nur Insassen von Elfenbeintürmen –, oder sogar negative Umweltbedingungen füreinander produzieren, etwa das politische System durch Kriege, das Wissenschaftssystem durch gesundheitliche Risiken, das Wirtschaftssystem durch Massenentlassungen. Für Luhmann ist Integration bereits dann gewährleistet, wenn solche negativen Externalitäten und Leistungsverweigerungen ausbleiben. Integration durch Werte ist für ihn eher überflüssig wenn nicht dysfunktional, weil die einzelnen Systeme eigene, mit denen der jeweils anderen Systeme möglicherweise sogar konfligierende Werte entwickeln.⁷ Außerdem gibt es kein übergeordnetes System, das wie die alleinseligmachende Kirche eine entsprechende Leitkultur bestimmen oder als machtvolle politische Zentrale die einzelnen Teilsysteme auf ein Ziel hin koordinieren könnte.

Luhmann kommt damit der marxischen Analyse nahe. Auch bei Marx gibt es systemische Zusammenhänge in Gestalt des funktionalen Aufeinanderangewiesenseins von Kapital und Arbeit, aber gleichzeitig stehen die objektiv gesetzten Interessen der gesellschaftlichen Klassen in Widerspruch zueinander. Ähnlich verhält es sich bei Luhmann die Eigenlogik der funktional ausdifferenzierten Teilsysteme betreffend, die zwar voneinander abhängig sind, aber die sich gegeneinander verselbständigen bis zur gegenseitigen Verständnislosigkeit. Weder das Bewusstsein der Individuen noch das Aufeinanderangewiesensein der Teilsysteme ist eine Garantie für Integration. Marx verweist Integration deshalb in die Utopie. Luhmanns Begriff von Integration ist da realitätsnäher und sehr viel weniger anspruchsvoll: es ist möglich und ausreichend, wenn systemsprengende Konflikte ausbleiben, aber das ist keineswegs gesichert.

Gleich ob man wie Marx und in seiner Folge viele Theoretiker der Sozialstruktur die vertikale Stratifikation der Gesellschaft zum entscheidenden Merkmal moderner Gesellschaften macht, oder wie Luhmann die horizontalen Differenzierungen zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen, beide Male werden moderne Gesellschaften als in sich hoch differenzierte und konflikthafte Systeme beschrieben. Dann aber verlangt die Integration in die Gesellschaft in erster Linie die Dahrendorfsche Fähigkeit, mit Konflikten umgehen zu können. In modernen Gesellschaften kann Integration nur noch als ausgehaltene Differenz konzipiert werden.

III. INTEGRATION IN DIE GESELLSCHAFT

Die Bundesrepublik ist Einwanderungsland. Damit stellt sich das alte Problem der Integration der Individuen in die Gesellschaft auch jenseits der klassischen Fragen der Sozialisation. Der Zuwanderer ist eben anders als das Neugeborene kein unbeschriebenes Blatt, das im Verlauf seiner Sozialisierung, seiner Einfügung in die Gesellschaft, mit den in dieser Gesellschaft vorausgesetzten Fähigkeiten und Orientierungen beschrieben werden muss. Der Zuwanderer ist Fremder, d. h. er ist Unbekannter und Andersartiger. Anders als dem Neugeborenen begegnet man ihm deshalb nicht mit Freude sondern mit Befürchtungen. Als der Unbekannte kann man sein Verhalten nicht kalkulieren. Begegnungen mit dem Fremden schaffen Situationen, die man nicht kontrollieren kann. Als der Andersartige stellt er die eigenen Routinen und Selbstverständlichkeiten des Alltags infrage, mehr noch, dem Fremden werden typischerweise ungehemmtere Aggression und Sexualität unterstellt. Indem der Fremde zur Projektionsfläche für die im Verlauf der eigenen Sozialisation verdrängten Wünsche wird, kann er zur bedrohlichen Verlockung werden. Begegnungen mit dem Fremden schaffen Situationen, in denen auch der Verlust der inneren Kontrolle droht. Einwanderungsgesellschaften haben daher ein doppeltes Problem der Integra-

7 Ebd. S. 52.

tion: die Einfügung des Fremden in die Gesellschaft und die Reaktionen der Einheimischen auf den Fremden.

Der Fremde ist nach der berühmten Formulierung Georg Simmels »[...] der, der heute kommt und morgen bleibt«.⁸ Frühe Stammesgesellschaften kannten diese Figur nicht. Jenseits des befristeten, häufig auch räumlich und sozial eng definierten Gaststatus wurde das Problem durch Vernichtung von Fremdheit gelöst: Der Fremde wurde entweder durch Adoption oder Heirat zum Verwandten gemacht oder er wurde versklavt oder erschlagen. Integration des Fremden unter Aufrechterhaltung seiner Fremdheit war noch undenkbar. Diese Form der Integration durch Homogenität ist noch in Tönnies' Begriff der Gemeinschaft impliziert. Mit zunehmender Differenzierung des gesellschaftlichen Systems aber können Lücken entstehen, in denen Fremde gerade als Fremde eine wichtige Rolle für die Gesellschaft erfüllen. Das klassische Beispiel ist der Wucherjude im europäischen Mittelalter. Gerade weil er Fremder war, konnte er das den Christen moralisch verbotene aber ökonomisch funktionale Geschäft des Geldverleihs gegen Zinsen übernehmen. Hier war aus dem Widerspruch zwischen moralischem System und ökonomischem System eine Statuslücke⁹ entstanden, die es dem Fremden erlaubte, eine Rolle innerhalb der Gesellschaft zu spielen, ohne seine Fremdheit aufgeben zu müssen. Die Gesellschaft gewinnt an Anpassungsfähigkeit und Produktivität, allerdings zum Preis der Marginalisierung des Fremden.

In modernen Gesellschaften hat sich das Verhältnis umgekehrt. Fremdheit ist zur Normalität geworden. Die klassischen Konzeptionen des Fremden in der Soziologie gingen von nach außen relativ geschlossenen, in sich homogenen Nationalgesellschaften aus, in die Fremdheit durch Migration gleichsam importiert wurde. Moderne Gesellschaften produzieren aber aus sich heraus vielfältige und tiefgreifende Differenzen. Weber hat das auf Unterschiede aufgrund der Klassenlage zurückgeführt, Durkheim auf die fortschreitende Arbeitsteilung, Simmel betonte zusätzlich die differenzierende und individualisierende Wirkung der großen Stadt, die Systemtheorie die Entfaltung eigenständiger, untereinander nicht kompatibler Kommunikationslogiken in den gesellschaftlichen Teilsystemen von Religion, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Der Grundgedanke der Theorien moderner Gesellschaften ist die Konzeption von sozialem Wandel als einem Prozess fortschreitender Differenzierung. In diesem Prozess erzeugen moderne Gesellschaften aus sich heraus Fremdheiten, die denen, die durch Wanderungen vermittelt werden, in nichts nachstehen. An die Stelle der relativ überschaubaren Milieus von Proletariat, Bürgertum und Adel sind eine Fülle von Lebensstilen getreten – etwa in der Alternativszene, den ökonomischen Eliten und den Resten traditioneller Arbeitermilieus –, die einander mit ähnlicher sozialer und kultureller Distanz begegnen dürften, wie sie zwischen Einheimischen und Zugewanderten wahrgenommen wird. Wenn aber in modernen Gesellschaften Fremdheit zur Normalität wird, dann müssen moderne Gesellschaften auch ohne jede Zuwanderung Mechanismen zur Bewältigung von Fremdheit entwickeln.

Diese Mechanismen sind Markt, Demokratie und die urbane Lebensweise. Sie erlauben ökonomische und politische Integration und das Zusammenleben im Alltag, ohne dass Fremdheit zum Verschwinden gebracht werden müsste oder nur um den Preis der Marginalisierung aufrechterhalten werden könnte. Der Markt ist farbenblind. Hier zählt nur, ob jemand über Ressourcen verfügt, nach denen Nachfrage besteht. Das können Waren sein oder Qualifikationen oder auch nur Geld. Wer darüber verfügt, kann in das ökonomische System integriert werden, unabhängig von seiner Hautfarbe und seinen politischen Überzeugungen. Spiegelbildlich erlaubt das demokratische System politische Teilhabe ohne

8 Georg Simmel, Exkurs über den Fremden, in: *Otto von Rammstedt*, Georg Simmel Gesamtausgabe. Bd. 11, Soziologie. Frankfurt/Main 1992, S. 764.

9 Rudolf Stichweh, Der Fremde – Zur Evolution der Weltgesellschaft, in: *Rechtshistorisches Journal* 10 (1992), S. 295–316.

ökonomische Vorbedingung, man muss auch nicht über die deutschen Bildungsgüter verfügen sondern allein über die politischen Bürgerrechte.

Schließlich ist die urbane Lebensweise Voraussetzung für eine zwanglose und konfliktfreie Koexistenz von Fremden. Stadt kann definiert werden als Ort, an dem Fremde leben. Der Fremde ist der Prototyp des Stadtbewohners. Auf dem Dorf gibt es keine Fremden, im öffentlichen Raum der Stadt dagegen begegnet jeder dem anderen als ein Fremder. Die stadttypische physische Nähe des sozial Fremden ist eine Zumutung, die »eine leise Aversion, eine gegenseitige Fremdheit und Abstoßung« mit sich bringt, die jederzeit bei »einer irgendwie veranlassten Berührung sogleich in Haß und Kampf umschlagen würde«. ¹⁰ Deshalb muss der Städter eine Lebensweise entwickeln, die das Zusammenleben von Fremden auf engem Raum möglich macht. Simmel hat sie mit den Begriffen Reserviertheit, Blasiertheit, Gleichgültigkeit und Intellektualität umschrieben. ¹¹ Der Städter wappnet sich gegen die beunruhigenden Erfahrungen von Fremdheit wie sie in der Stadt alltäglich sind mit Distanz. Sofern überhaupt Kontakt aufgenommen wird, handelt es sich um ein hoch stilisiertes und auf einen engen Ausschnitt des eigenen Rollenspektrums beschränktes Verhalten. Typisch für Kontakte unter Städtern im öffentlichen Raum sind segmentierte, auf einen spezifischen Zweck hin eingeengte Beziehungen, bei denen bewusst alle anderen Aspekte der Persönlichkeit, der eigenen wie der des Gegenübers, ausgeklammert bleiben. Das Modell dafür ist der Markt, auf dem man sich allein in der Rolle des Käufers und Verkäufers begegnet – ohne Ansehen der Person.

Simmels gelernter Großstädter, der sich mit urbaner Indifferenz die bedrohlichen wie die verlockenden Erfahrungen der Fremdheit vom Leib hält, hat aber ökonomische, psychische und soziale Voraussetzungen, die nur für eine Minderheit in unserer Gesellschaft gewährleistet sind. ¹² Um sich Gleichgültigkeit gegenüber anderen leisten zu können, darf der Städter nicht auf andere in irgendeiner Weise angewiesen sein. Simmels Großstadtcharakter basiert auf Unabhängigkeit. Das setzt ökonomisch die sichere Integration in den Arbeitsmarkt oder wenigstens in die sozialstaatlichen Sicherungssysteme voraus. Psychische Stabilität und eine gesicherte private Sphäre als geschützter Raum für nicht-gleichgültige Beziehungen sind ebenso unabdingbar, denn ein Leben in Gleichgültigkeit gegenüber allem und jedem ist auf Dauer wohl kaum mit psychischer Gesundheit vereinbar. Wer über diese Voraussetzungen nicht verfügt, ist auf Einbindung in die informellen Netze von Verwandtschaft und Nachbarschaft angewiesen, allein schon, um ökonomisch überleben zu können. Diese Einbindung aber gelingt nur auf Basis lang bewährter gegenseitiger Beziehungen und Vertrauen, also dem genauen Gegenteil von Blasiertheit, Gleichgültigkeit und rein verstandesgemäßen Kontakten. Simmels Großstadtcharakter hätte da wenig Chancen, es sei denn, er wäre ein wohlhabender Rentier. Das aber sind die wenigsten, die gegenwärtig in deutschen Städten leben. In den Vierteln, deren Bewohner nicht über die Voraussetzungen der urbanen Lebensweise verfügen, findet man deshalb auch eher »gemeinschaftliche« Beziehungsmuster ähnlich denen in dörflichen Nachbarschaften. Der Gegentyp zu Simmels gelerntem Großstädter ist der »urban villager«, wie ihn Herbert Gans im Westend von Boston vorgefunden hat. ¹³

Wenn also der Integrationsmodus der urbanen Indifferenz, wie ihn Simmel entwickelt hat, allenfalls für Minderheiten praktikabel ist, welche anderen Konzepte gelingender Integration sind dann unter den Bedingungen moderner Gesellschaften vorstellbar? In der

10 Georg Simmel, Die Grossstädte und das Geistesleben, in: *ders.*, Das Individuum und die Freiheit, Frankfurt/Main 1908, S. 197.

11 Ebd.

12 Walter Siebel, Einleitung. Die europäische Stadt, in: *ders.* (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt/Main 2004, S. 26.

13 Herbert Gans, The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans, New York 1962.

folgenden Übersicht sind vier Konzepte von Integration nach zwei Kriterien geordnet. Erstens, wie wird gelungene Integration vorgestellt – als durchgesetzte Homogenität oder als ertragene Differenz? Zweitens, wer ist Träger der Integrationsleistung – das Individuum oder die Stadtgesellschaft als Ganzes?

Vier Modelle der integrierten Stadt

Träger der Integration Ziel der Integration	Individuum	Stadt
Homogenität	<i>ASSIMILATION</i>	<i>MELTING POT</i>
Differenz	<i>URBANE LEBENSWEISE</i>	<i>MOSAIK</i>

Assimilation bezeichnet einen Anpassungsprozess, in dessen Verlauf Fremdheit verschwindet, indem eine Gruppe oder ein Individuum sich spurlos in eine dominante Kultur einfügen. Integration ist eine Leistung der Zugewanderten und sie ist wie bei Durkheims und Parsons Konzeption von gesellschaftlicher Integration durch Verinnerlichung eines homogenen Satzes von Werten und Normen gewährleistet.

Auch bei dem amerikanischen Modell des melting pot steht am Ende eine homogene Kultur. Aber sie entsteht dadurch, dass die verschiedenen Gruppen der Einwanderer ihre mitgebrachten Kulturen in den großen Schmelztiegel Amerikas einbringen, indem sie zu einer neuen, nun allen gemeinsamen Kultur eingeschmolzen werden, dem *American way of life*: Integration durch Homogenität, aber diese ist Ergebnis der produktiven gegenseitigen Anpassung aller Gruppen einer Gesellschaft.

Die Stadt als Mosaik kleiner Lebenswelten ist das Gegenmodell zur urbanen Indifferenz Simmels. Beide Male wird Integration als ausgehaltene Differenz begriffen, aber während es bei Simmel Sache des Individuums ist, Fremdheit durch Distanz einzuhegen, ist es im Modell der Stadt als Mosaik die Leistung der Stadtstruktur, bei aufrechterhaltenen kultureller Differenz dennoch ein Zusammen-, besser ein Nebeneinanderherleben in der Stadt zu ermöglichen. Die Menschen leben in quasi dörflichen Gemeinschaften, die sich untereinander ethnisch und kulturell mehr oder weniger stark unterscheiden, die aber räumlich voneinander separiert sind. Segregation, die Konzentration der verschiedenen ethnischen oder Lebensstilgruppen der Stadtbevölkerung in verschiedenen Räumen der Stadt entschärft die möglichen Konflikte zwischen verschiedenen Fremdheiten, indem soziale und kulturelle Distanzen in räumliche Distanzen übersetzt werden. Die verschiedenen Welten berühren einander, aber sie durchdringen sich nicht, wie es Robert Park, ein Schüler Simmels und einer der Gründer der so genannten Chicagoer Schule der Soziologie, auf die dieses Modell zurückgeht, formuliert hat.

Welches dieser Modelle ist unter den Bedingungen moderner Gesellschaften praktikabel? Basisannahme aller soziologischen Theorien moderner Gesellschaften ist die These von der zunehmenden Differenzierung, sei es durch fortschreitende Arbeitsteilung, sei es durch die Verselbständigung der gesellschaftlichen Teilsysteme wie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, sei es durch Migrationsbewegungen als einer der Folgen der Globalisierung, sei es durch den ökonomischen Strukturwandel zur Dienstleistungsgesellschaft, der die sozialen Ungleichheiten aufgrund von Einkommensdifferenzen und Arbeitslosigkeit anwachsen lässt. Diesen strukturellen Differenzierungen korrespondiert eine kulturelle, ausgelöst durch Wertewandel und die Ausbildung unterschiedlicher Milieus und Le-

bensstile. Speziell für die Bundesrepublik tritt noch die regionale Differenzierung zwischen Ost und West hinzu. In den neuen Bundesländern wird ein Deindustrialisierungsprozess in einem Drittel der Zeit, die die Bundesrepublik dafür hatte, nachgeholt und seine sozialen Folgen werden durch Demilitarisierung und den Abbau eines systemspezifisch aufgeblähten Staatsapparats verschärft. Die ökonomische Misere zusammen mit den tiefgreifenden Unterschieden der Nachkriegsschicksale bilden den Untergrund für eine Differenzierung in den Köpfen zwischen Ost und West. Die ökonomische Differenzierung wird politisch überhöht, indem dem politischen System der Bundesrepublik ein Teil der Schuld an den ökonomischen Problemen zugeschoben wird. Zwar gibt es breite Mehrheiten für die etablierten Parteien der alten Bundesrepublik, aber die stabile Wählerschaft der PDS und die regionalen Erfolge der Rechtsradikalen sind Anzeichen für eine die strukturelle Transformation der ehemaligen DDR überdauernde subjektive Distanz zum politischen System der Bundesrepublik. Die wechselseitige Distanz oder sogar Unwissenheit zwischen West und Ost wird mit Stereotypen und Vorurteilen gefüllt, was wiederum die Distanz erhöht.

Angesichts dieser Entwicklungen sind Vorstellungen von sozialer Integration in eine homogene Kultur überholt. Integration kann in modernen, sozial und funktional differenzierten Gesellschaften nur als ausgehaltene Differenz gedacht werden. Da wie oben angedeutet, die objektiven und subjektiven Voraussetzungen für die massenhafte Herausbildung des urbanen Großstadtcharakters fehlen, ist das Modell der urbanen Indifferenz ebenfalls unrealistisch. Bleibt das Modell der Stadt als Mosaik verschiedener Lebenswelten: Es wurde von der so genannten Chicagoer Schule der Soziologie in empirischen Untersuchungen der Einwanderungsstadt Chicago entwickelt.¹⁴ Park und Burgess fanden heraus, dass sich die verschiedenen Gruppen der Stadtbevölkerung nicht gleichmäßig über das Stadtgebiet verteilen, sondern sich in besonderen Quartieren separieren. Diese von ihnen »natural areas« genannten segregierten Gebiete bilden ethnische Kolonien oder auch soziale Gemeinschaften: little Italy, little Germany, the Jewish Ghetto, China Town, the Gold Coast, Hobohemia etc. Die räumlich getrennten kleinen Welten, in denen sich die verschiedenen Einwanderergruppen konzentrieren, bilden einen Puffer zwischen dem eingewanderten Individuum und der Aufnahmegesellschaft, einen Brückenkopf in der Fremde, wo der Einwanderer vertraute Sitten, Einrichtungen und Menschen findet, wo seine Sprache verstanden wird und so der Schock der Migration gemildert ist. Und indem sie soziale und kulturelle Distanzen in räumliche Distanzen übersetzen, hegen sie die Konflikte zwischen verschiedenen Lebensweisen ein. Park und Burgess haben am Fall der Stadt Chicago ein Grundmuster der Integration entwickelt, das sich in allen Einwanderungsgesellschaften findet: die Integration durch Segregation.

Die Stadt- und Wohnungspolitik in der Bundesrepublik war immer eine Politik der Vermeidung von Segregation. Dafür gab es gute Gründe, solange es sich um eine vorwiegend ökonomisch bedingte Segregation handelte. Unter Bedingungen moderner Einwanderungsgesellschaften aber, entstehen ethnisch und kulturell bedingte Segregationen, denen gegenüber diese Gründe nicht mehr gelten. Die Diskussion um Pro und Contra Segregation gleicht einer Auseinandersetzung, bei der jede der Parteien der anderen die jeweils vergessenen Seiten eines hochkomplexen Problems vorhält.¹⁵

Gegen Segregation, also für Mischung verschiedener sozialer Gruppen im Stadtteil als Bedingung gelingender Integration werden ökonomische, soziale und politische Argumente angeführt:

14 Robert Park/Ernest W. Burgess, *The City*, Chicago 1925.

15 Vgl. zum Folgenden Hartmut Häußermann/Walter Siebel, *Soziale Integration und ethnische Schichtung. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission »Zuwanderung«*, Berlin etc. 2001, URL <<http://www.bmi.bund.de/Downloads/Haeussermann.pdf>>, S. 43 ff.

- Ökonomisch sind gemischte Quartiere stabiler, weil sie weniger unter Desinvestition und mangelhafter Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen zu leiden haben als Quartiere mit hohen Konzentrationen von Armen und Ausländern.
- Sozial gemischte Quartiere erlauben ihren Bewohnern auch bei sozialem Auf- oder Abstieg wohnen zu bleiben, weil entsprechende Wohnmöglichkeiten angeboten sind und die »Adresse« nicht sozial eindeutig definiert ist.
- In gemischten Quartieren mit armen und wohlhabenden Haushalten kann sich ein (informeller) Markt für haushaltsbezogene Dienstleistungen entwickeln, weil Nachfrager und Anbieter räumlich benachbart sind, räumliche Nähe aber ist eine Voraussetzung für das Funktionieren solcher Märkte.
- Politische Vorteile gemischter Quartiere werden darin gesehen, dass die kommunalpolitischen Eliten tagtäglich Einblick haben in die Lebensverhältnisse benachteiligter Gruppen, weshalb deren Interessen nicht ohne weiteres ausgeblendet werden können.
- Soziale Nachteile der räumlichen Konzentration von Armen und Ausländern ergeben sich aus der dadurch bedingten Beschränkung ihrer Nachbarschaftsbeziehungen auf ihresgleichen. Damit sinken die soziale Reichweite und die Leistungsfähigkeit ihrer sozialen Netze.
- Räumliche Konzentration einer sozialen Gruppe erhöht deren Sichtbarkeit. Im Fall von Zuwanderern kann das Bedrohungsgefühle und entsprechende Abwehrreaktionen bei den Einheimischen auslösen.
- Die räumliche Konzentration einer ethnischen Gruppe erleichtert den Aufbau von Parallel-Institutionen und damit den Rückzug in das eigene, enge Milieu.

Aber für Segregation und damit für die räumliche Konzentration von insbesondere Zuwanderern in Einwanderungsquartieren können ebenfalls ökonomische, politische und soziale Argumente vorgebracht werden:

- Zuwanderer, die zunächst nur schwer Zugang zum normalen Arbeitsmarkt und den sozialen Sicherungssystemen finden, sind besonders auf die informellen Hilfsnetze von Verwandten und Bekannten angewiesen. Solche Netze bilden sich leichter auf der Basis räumlicher Nähe. Fehlen sie, könnten viele Zuwanderer nur noch unter erheblichen Kosten vom Sozialstaat aufgefangen werden.
- Gleiches gilt für die ethnische Ökonomie. Nach Schätzungen bieten Unternehmen mit zugewanderten Inhabern in Deutschland bis zu einer Million Arbeitsplätze und erwirtschaften Umsätze in Höhe von jährlich 60 Mrd. Euro. Die ethnische Ökonomie ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Versorgung der Zuwanderer mit einem ihren Bedürfnissen entsprechenden Angebot an Gütern und Dienstleistungen. Sie ist ebenso wichtig als erste Möglichkeit, Arbeit zu finden oder sich selbständig zu machen. Schließlich kann sie als Brücke zu den Einheimischen dienen, sofern ihre Angebote auch von diesen wahrgenommen werden.
- Politische Vorteile der Segregation können in der Tatsache gesehen werden, dass räumliche Nähe von Menschen in ähnlichen Lebenssituationen deren politische Organisation erleichtert und damit die Artikulation und Durchsetzung ihrer Interessen.
- Schließlich bieten Einwanderungsquartiere Brückenköpfe vertrauter Heimat in der Fremde, wo der Zugewanderte Menschen trifft, die seine Sprache sprechen, ihm materielle Hilfen gewähren, Informationen über die noch fremde Aufnahmegesellschaft vermitteln, aber auch emotionale Unterstützung und Schutz vor sozialer Isolation bieten. Einwanderungsquartiere stützen die durch Wanderung destabilisierte Identität des Migranten. Nur auf der Basis einer halbwegs gesicherten Identität aber kann man sich auf eine produktive Auseinandersetzung mit einer fremden Kultur einlassen.

Die Pattsituation in dieser Diskussion wird besonders deutlich, wenn man die Hypothesen zur Bedeutung von räumlicher Nähe für den Integrationsprozess verfolgt. Gemäß der Kon-

takthypothese erleichtert räumliche Nähe Kontakte, Kontakte führen zu mehr Wissen übereinander, was dazu beiträgt, Vorurteile zu korrigieren und Toleranz zu fördern. Kurz: räumliche Mischung fördert die Integration, Segregation behindert sie. Die Konflikthypothese behauptet mit ähnlicher Plausibilität das genaue Gegenteil: Enge Nachbarschaften zwischen Menschen mit unterschiedlichen Gewohnheiten, Zeitstrukturen, Sauberkeitsstandards, Lärmempfindlichkeit, verschiedenen Lebensstilen und unterschiedlichen Auffassungen von der Rolle der Frau oder über Kindererziehung schaffen eine Fülle von Reibungsflächen. Normalerweise sucht man dem zu entgehen, indem man die Nachbarschaft von Gleichgesinnten sucht. Nach der Konflikthypothese schafft Mischung Konflikte, die sich durch Segregation vermeiden lassen.

Die Kontroverse lässt sich auflösen. Einmal durch angemessene Erklärungen. Ein Denkfehler in der Diskussion liegt darin, mit physischen Faktoren soziale Phänomene erklären zu wollen. Zwar ist es richtig, dass für bestimmte Kontakte, etwa Umarmungen oder Prügeleien, physische Nähe unabdingbare Voraussetzung ist. Aber die bloße Tatsache physischer Nähe erlaubt keinerlei Prognose über die Qualität der dadurch ermöglichten Kontakte. Das hängt allein von den sozialen Bedingungen ab, unter denen physische Nähe zustande kommt. Vereinfacht: Wer sich liebt, der wird die Nähe für eine Umarmung nutzen, wer sich hasst für eine Prügelei. Gegenwärtig aber kommen Nachbarschaften zwischen Deutschen und Zuwanderern eher unter ungünstigen sozialen Bedingungen zustande. Die Filtermechanismen auf den Arbeits- und Wohnungsmärkten führen die Zuwanderer systematisch in die Nähe zu den Verlierern des gesellschaftlichen Strukturwandels unter den Deutschen. Wer sozialen Abstieg hinnehmen musste oder in existentiell ungesicherter Situation lebt, der ist aber am wenigsten in der Lage, mit urbaner Toleranz auf die Fremden zu reagieren, im Gegenteil, er braucht Sündenböcke und Fremde haben sich für diese Rolle immer gut geeignet. Kein Wunder also, dass in solchen Nachbarschaften Konflikte auftreten.

Der zweite Denkfehler besteht in zu geringer Differenzierung zwischen funktionaler Segregation, die gewöhnlich freiwillig eingegangen wird, und struktureller, durch den Wohnungsmarkt oder Diskriminierung erzwungener Segregation. Segregation ist eben nicht gleich Segregation. Ein deutlicher Hinweis auf funktionale Segregation sind die hohen Segregationsgrade gerade bei den Gruppen mit vielen Optionen auf dem Wohnungsmarkt. Breite Wahlmöglichkeiten eröffnen die Möglichkeit, neben der Qualität der Wohnung und der physischen Umgebung auch Gesichtspunkte der sozialen Umwelt bei der Wohnortwahl zu berücksichtigen. Dass unter solchen Umständen in der Regel sozial homogene Nachbarschaften bevorzugt werden, beruht nicht nur auf dem Wunsch, Konflikten im buchstäblichen Sinne aus dem Weg zu gehen. Es bringt auch handfeste Vorteile: Eine »gute Adresse« ist ein Prestigewert und die beste Garantie für stabile Immobilienwerte. Dass die Nachbarschaft mit Ihresgleichen auch für Zuwanderer attraktiv ist, beweist das Phänomen der Kettenwanderung, wonach spätere Zuwanderer dorthin ziehen, wo ihre Landsleute sich bereits angesiedelt haben, selbst wenn die ursprünglichen Gründe der Zuwanderung in diese Region, etwa günstige Arbeitsmöglichkeiten, nicht mehr zutreffen. Der noch in den 1970er und 1980er Jahren anhaltende Zuzug von Türken in das Ruhrgebiet ist eine solche Kettenwanderung.

Allerdings ist die Differenzierung zwischen freiwilliger, funktionaler und erzwungener, struktureller Segregation nur analytisch leicht. In der Praxis überlagern sich die Elemente freiwilliger und erzwungener Segregation. Das aber rechtfertigt keineswegs, nun durch Stadt- und Wohnungspolitik jede Form der Segregation zu verhindern. Erzwungene Desegregation ist ebenso wenig integrationsfördernd wie erzwungene Segregation, da sie den Aufbau der informellen Netze behindert, auf die gerade neu Zugewanderte besonders angewiesen sind. Zuwanderung verlangt daher von der Stadtpolitik eine Wanderung auf schmalen Grad: Freiwillige Segregation muss ermöglicht werden, z. B. durch Erweiterung

der Optionen von Zuwanderern auf dem Wohnungsmarkt und erzwungene muss verhindert werden, z. B. durch Antidiskriminierungsmaßnahmen und Sicherung erschwinglichen Wohnraums; Einwandererquartiere müssen als Dauerinstitution der Stadt anerkannt werden und zugleich muss alles daran gesetzt werden, dass sie nicht zu Fallen werden, aus denen die Zuwanderer keinen Weg mehr in die Aufnahmegesellschaft finden.

Zu Fallen aber werden sie vor allem dann, wenn die Integration in die Systeme von Bildung, Wirtschaft und Politik nicht gelingt. Wenn die räumliche Segregation einer ethnischen Gruppe sich mit Diskriminierung, Arbeitslosigkeit und politischer Rechtlosigkeit überlagert, dann ist es nicht verwunderlich, wenn die Betroffenen darauf mit Rückzug in eine eigene, enge und abgeschottete Welt reagieren, was wiederum ihre Chancen auf Erfolg in den Systemen der Aufnahmegesellschaft behindert. Am Ende eines solchen Prozesses negativer Wechselwirkungen stünde dauerhafte Ausgrenzung.

Markt, Demokratie und die urbane Distanz im öffentlichen Raum sind Mechanismen, die es modernen Gesellschaften erlauben, Fremdheit zu integrieren, ohne Differenz zu beseitigen. Markt, Demokratie und der öffentliche Raum der Stadt sind prinzipiell offene Systeme, die eine Teilnahme ohne Ansehen der Person erlauben. Sie verlangen nie die ganze Person sondern immer nur einen kleinen Ausschnitt: Um als Maschinenbauer eingestellt zu werden, sind Parteipräferenzen unerheblich, umgekehrt muss man nicht Ingenieur sein, um wählen zu dürfen und die Straßen der Stadt stehen jedem offen, gleich ob er zuhause den Koran liest oder atheistische Pamphlete, solange nur die Codes des Verhaltens im öffentlichen Raum eingehalten werden. Die Leistung besteht dabei in mehr als in resignierter Toleranz, die die Tatsache der Fremdheit hinnimmt, im Gegenteil, die Kreativität der Stadt, die Legitimität der Politik und die Produktivität der Wirtschaft beruhen auf der Fähigkeit dieser Systeme, Integration bei zunehmender Differenz zu gewährleisten. Aber dass sie so funktionieren, hat eine Fülle struktureller und subjektiver Voraussetzungen.

Soziale Integration ist ein zweiseitiger Prozess, der der aufnehmenden Gesellschaft und den Zugewanderten viel abverlangt. Am Anfang steht die strukturelle Möglichkeit der Integration. Die Gesellschaft muss Chancen politischer und ökonomischer Teilnahme eröffnen, ehe sie ihrerseits Integrationsanstrengungen seitens der Subjekte verlangen kann. »Der Schlüssel zu jeder nachhaltigen Sozialintegration, auch in Hinsicht auf Interaktion und Identifikation, ist die Platzierung der Akteure auf möglichst zentrale und daher für im Prinzip alle Akteure interessanten Positionen.«¹⁶ Ökonomische Integration ist dann gegeben, wenn es »keine systematischen Unterschiede«¹⁷ in der Verteilung der Angehörigen verschiedener Gruppen auf die verschiedenen Positionen gibt. Das setzt einen aufnahmefähigen und durchlässigen Arbeitsmarkt voraus ohne strukturelle Barrieren nach Geschlecht, Herkunft, Alter, Region, Nationalität etc., alles Bedingungen, die in der Bundesrepublik keineswegs gegeben sind. Da heute der Erfolg im Bildungssystem weitgehend über die Arbeitsmarktkarriere entscheidet, ist ein nicht systematisch selektierendes Bildungssystem eine weitere, gegenwärtig nicht gewährleistete strukturelle Voraussetzung. Um sich am politischen System beteiligen zu können, muss man über die politischen Bürgerrechte verfügen, was auf die Mehrheit der Zuwanderer nicht zutrifft.

Wenn die Gesellschaft den Zuwanderern keine attraktiven ökonomischen und politischen Beteiligungsmöglichkeiten bietet und ihnen obendrein mit vorurteilsgeladener Abwehr begegnet, ist kaum zu erwarten, dass diese ihrerseits die Mühen der Integration auf sich nehmen. Subjektive Anstrengungen aber sind ebenso unabdingbar für gelingende Integration. Um eine attraktive Position auf dem Arbeitsmarkt besetzen zu können, sind

16 Hartmut Esser, Integration und ethnische Schichtung. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission »Zuwanderung«, o. O., 7.8.2001 URL <www.bmi.bund.de/Downloads/Esser.pdf>, S. 16.

17 Ebd., S. 20.

nicht nur Sprachbeherrschung, sondern auch die Einübung bestimmter Verhaltensweisen und Kulturtechniken notwendige Voraussetzungen. Wer glaubt, mit seinen Fäusten den Kampf um Beförderung ausfechten zu müssen, wird außer im Berufsboxen nicht weit kommen. Selbstbeherrschung, die Anerkennung auch weiblicher Autoritätspersonen, Arbeitsdisziplin etc. sind ebenso unumgänglich wie ein möglichst hoher Bildungs- und Ausbildungsabschluss. Der Arbeitsmarkt in einer modernen Gesellschaft verlangt von Muslimen wie von Katholiken die Verinnerlichung der protestantischen Ethik.

Dasselbe gilt für das politische System. Die Teilnahme an politischen Prozessen setzt seitens der Subjekte die Beherrschung der demokratischen Spielregeln voraus. Dazu zählen nicht nur die Verfassung sondern auch die Prinzipien der Trennung von Religion, Wirtschaft, Wissenschaft und Politik. Die funktionale Differenzierung der gesellschaftlichen Teilsysteme mag wie die Arbeitsteilung eng mit dem spezifischen Entwicklungspfad westlicher Kulturen verknüpft sein, aber sie ist mehr als »Kultur«, sie ist Ergebnis eines Modernisierungsprozesses, der nur unter Verzicht umkehrbar wäre. Zu diesen Verzicht würden nicht zuletzt Rechtssicherheit und materieller Wohlstand gehören, Errungenschaften, deretwegen die Masse der Zuwanderer überhaupt die Mühen der Migration auf sich genommen hat. Wenn Integration im Sinne einer Chancengleichheit von einheimischer und zugewandter Bevölkerung erreicht werden soll, dann gibt es eine Normativität des Faktischen, die Anpassung erzwingt bei Strafe dauerhafter Ausgrenzung. Insofern gibt es durchaus eine »Leitkultur«.

Eine gewohnte Identität kann in dem Maße aufgegeben werden, wie man eine neue gewinnt. Deshalb muss jede Einwanderungsgesellschaft glaubhaft machen können, dass sich Anpassung auch lohnt. Aber auch unter idealen Bedingungen offener Märkte braucht solche Anpassung Zeit, gewöhnlich drei Generationen. Und sie braucht geschützte Räume des Übergangs. Die Stadt als Mosaik verschiedener Lebenswelten bietet solche Räume. Allerdings haben Park und Burgess kein statisches Modell beschrieben. Das von Burgess entwickelte idealtypische Modell der Stadt als Aneinanderlagerung von konzentrischen Kreisen um den zentralen Geschäftsbereich ist zugleich ein räumliches Abbild des Integrationsprozesses. Die Einwanderer ziehen zunächst in die zentrumsnahen, heruntergekommenen Quartiere, von wo aus sie im Zuge ihres sozialen Aufstiegs in den nächst gelegenen Ring mit besseren Wohnungen wandern, bis sie im Einfamilienhaus am Stadtrand, aber damit in der Mitte der amerikanischen Gesellschaft angelangt sind. Es ist wichtig, festzuhalten, dass zwar die Struktur der Stadt dauerhaft segregiert ist, dass aber die einzelnen Individuen und Gruppen in ihren Quartieren nicht gefangen bleiben. Die verschiedenen Dörfer sind keine Fallen sondern Stufen im Integrationsprozess.

